

Das Virtuelle

»Virtuell« ist im Werk von Deleuze ohne jeden Zweifel der vorzügliche Name des Seins. Oder besser gesagt: Das Namenspaar virtuell/aktuell umfasst die Spanne des univoken Seins. Doch wir kennen die deleuzesche Logik des Einen: Man braucht zwei Namen für das Eine, um zu erfahren, dass die durch das Namenspaar bezeichnete ontologische Univoziät sich unter einem dieser Namen vollzieht. Man braucht das Paar virtuell/aktuell, um in Erfahrung zu bringen, dass ein aktuell Seiendes gemäß seiner Virtualität das Sein auf univoke Weise innehat. In diesem Sinne ist das Virtuelle das Fundament [fondement]³⁴ des Aktuellen.

Man wird einwenden, dass Deleuze, als moderner Philosoph, den Fundamentbegriff ablehnen würde. Ist es nicht ein Merkmal des zeitgenössischen Denkens insgesamt, dass man sich am Leitgedanken des Fundaments, der Fundierung, des Grundes [fond] vergreift? Hört man nicht überall Erklärungen über den »grundlosen Grund«, den Rückzug des Fundaments, das reine »Gewortensein« des menschlichen Wesens, den Abgrund, das Nichtvorhandensein jeglicher Grundlage für das Schicksal, die Verwüstung der ursprünglichen Erde, den Verlust des Sinns, den obligatorischen Nihilismus? Deleuze trägt, wie wir alle, seinen Teil zu diesem Konzert bei, ohne sich jedoch gegen die Wortspiele mit der Wurzel »fond« [Fundus, Grund], die diese Übung aufruft, zu sträuben. Im Hinblick auf das Trugbild und dessen affirmative, anti-platonische Souveränität erklärt er: »Weit davon entfernt, ein neues Fundament zu sein, ver-schlingt es jedes Fundament, sorgt für einen universellen Zusammenbruch [effondrement], jedoch als positives und freudiges Ereignis, als Zu-Grunde-Gehen [effondement]« (L.S., 321).

Tatsächlich scheint die deleuzesche (bzw. nietzscheanische) Entdeckung vom Seienden als einfacher Oberflächenintensität eines Trugbilds des Seins das Denken von jeglichem Pathos des Fundaments zu befreien. Denn man kann die Idee des Fundaments auch in einer eingeschränkten Fassung wiedergeben. Wenn man voraussetzt, dass das Seiende das Abbild einer Form des Seins ist (im Sinne Platons, dem zufolge das Sinnliche ein Bild des Geistigen ist, oder auch im Sinne der Heiligen Schrift, der zufolge Gott den Menschen »zu seinem Bilde« schuf), so gilt jedes Mal die zugleich theoretische und moralische Vorgabe, zum realen Prinzip, zum idealen Urbild bzw. zum Grund dieses Spiels der Erscheinungen zurückzukehren. Die Suche nach dem Fundament ist so mit einer *mimetischen* Sichtweise des Seienden verbunden. Und aus dieser Sichtweise ergeben sich zwei Folgerungen: Zum einen gibt es eine notwenige Äquivalenzität des Seins, je nachdem, ob es sich vom realen Grund (dem Paradigma) oder von den Nachahmungen aus sagt. Zum anderen ist das Denken gezwungen, auf Kategorien zurückzugreifen, denn es muss das Sein zwischen dem Fundament selbst und dem, was ihm nur ähnelt, aufteilen. Das Denken des Fundaments in diesen eingeschränkten Sinn ist mit den Kategorien des Selben und des Ähnlichen verbunden. Es ist genau dieses Denken, dessen Ruin die deleuzesche Univozität verkündet. In Anbetracht der dynamischen Macht des Seins gibt es keinen annehmbaren Grund dafür, dass die Seienden irgendetwas Wesentlicherem als sich selbst ähneln könnten. Sie sind eine immanente Produktion des Einen und keine von der Ähnlichkeit bestimmten Bilder. Sie sind die zufälligen Modalitäten des Univoken und in ihrer anarchischen Koexistenz, jenseits jeglicher mimetischen Hierarchie, nur durch eine disjunktive Synthese denkbar: »Das Trugbild ist kein degradiertes Abbild, es birgt eine positive Macht, die sowohl das Original wie das Abbild, das Modell wie die Reproduktion verneint.« (L.S., 320)

Deleuze ist hier von den wehklagenden und pathetischen Erklärungen, die im Allgemeinen die Feststellung vom Verlust des Fundaments begleiten, weit entfernt. Gegen die Sichtweise von der modernen Welt als einem Umherirren – als Undurchsichtigkeit des Schicksals und höchste Not – aufbegehrend, begrüßt er mit nietzscheanischem Gelächter die Rache des Trugbilds, die immergleiche divergente Verteilung der Fiktionen, die Umkehrung der Ikonen. Das ist ein Zug, den ich an Deleuze besonders schätze: eine Art unerschütterliche Liebe für die Welt, wie sie ist, eine Liebe jenseits von Optimismus oder Pessimismus; eine Liebe, die bedeutet. Es ist immer vergeblich, immer ein Diessesits jedes Denkens, über die Welt zu *urteilen*. Gewiss, wenn wir wie Deleuze auf den letzten Seiten von *Die Falte* die musikalische Ordnung als Metapher für das Universum nehmen, so stellen wir fest, dass heutzutage »die Overtöne jeden Vorrang verlieren (oder die Verhältnisse jedes Ordnungsprivileg)« und dass »Divergenzen affirmiert werden [können], in den der diatonischen Leiter entgehenden Reihen, in denen jede Tonalität sich auflöst« (Fa., 225). Wir können sagen, dass die zeitgenössische Musik unbegründet [*in-fondée*] ist, weil zum Beispiel Stockhausen »Variation und Trajektorie« (Fa., 226) identifiziert. Das heißt aber, dass unsere Welt, im Gegensatz zum letzten Grundsatz von Leibniz, nicht als Harmonie erscheinen kann, dass sie eigentlich eine Welt ist, in der – in disjunktiver Synthese – Reihen koexistieren, die in den Augen von Leibniz inkompossibel wären. Doch darüber darf man sich freuen. Nicht weil die Divergenz von sich aus der Konvergenz »überlegen« wäre, oder die Dissonanz der Harmonie (dies heißt, heimlich zu einer transzendenten Norm und zum Urteil zurückzukehren), sondern weil es *diese* Welt ist, welche die unsere ist, und weil das Denken stets eine (schwierige, asketische) egalitäre Affirmation all dessen ist, was ist.